

# Über die Zirkelnatur des Verstehens in der traditionellen Hermeneutik

Von Peter REISINGER (Stuttgart)

In „Heideggers Beschreibung und existentiale(r) Begründung des hermeneutischen Zirkels“ sieht H.-G. Gadamer eine „entscheidende Wendung“ der antiken Rhetorik und ihrer Übertragung „von der Redekunst auf die Kunst des Verstehens“ durch „die neuzeitliche Hermeneutik“<sup>1</sup>. Wir nehmen diese Denkverschiebung auf, beschränken uns aber auf die sogenannte „traditionelle Hermeneutik“ vor der entscheidenden Wende zur „philosophischen Hermeneutik“. Ein Modell soll helfen, zunächst den Prozeß des Verstehens im traditionellen Sinn analytisch genauer zu verfolgen. Den zentralen Teil bildet ein Denkversuch, der eine Applikation eines Reflexionsabschnitts aus der Wesenslogik Hegels auf den analytisch zerlegten Prozeß des Verstehens unternimmt und ihn zur begriffenen Synthese zurückführt: Glückt er, dann wäre durch einen Isomorphiennachweis der adäquate sachlogische Ort für das „Verstehen“ gefunden und zugleich ein Beispiel, mit dem dieser so schwierige Teil der Wesenslogik dem Verständnis nähergebracht werden kann. Über die Art dieses Verfahrens und einige zu ziehende philosophische Folgerungen werden sich an ihrem Ort die notwendigen Bemerkungen machen lassen. Die Schlußbemerkung bringt eine Vermutung und einen Vorschlag zur philosophischen Hermeneutik.

Gadamer schreibt: „Wir erinnern uns hier der hermeneutischen Regel, daß man das Ganze aus dem Einzelnen und das Einzelne aus dem Ganzen verstehen müsse. Sie stammt aus der antiken Rhetorik und ist durch die neuzeitliche Hermeneutik von der Redekunst auf die Kunst des Verstehens übertragen worden. Es ist ein zirkelhaftes Verhältnis, das hier wie dort vorliegt. Die Antizipation von Sinn, in der das Ganze gemeint ist, kommt dadurch zu explizitem Verständnis, daß die Teile, die sich vom Ganzen her bestimmen, ihrerseits auch dieses Ganze bestimmen“<sup>2</sup>.

Dieser letzte Satz meint nicht die Trivialität, daß etwa die 10 Einheiten, die sich aus einer Einteilung der Zahl 10 ergeben, ihrerseits auch als Summe diese Zahl ergeben. Er meint ein Ganzes, das sich nicht aggregativ aus Teilen zusammensetzt, sondern das qualitativ einer anderen Dimension angehört als die Teile. Der Leser beginnt mit einem Text, dessen Teile vom Autor semantisch von einer Einheit, einem Thema, einer „Idee“ aus konzipiert worden sind und die er im Text in extenso darstellen wollte. Diese Sinn- und eventuelle Bedeutungsdarstellung will der Leser verstehend reproduzieren. Er macht dabei eine grundsätzliche Differenz zwischen *seinem* Verstehen und einem ihm vorgegebenen

---

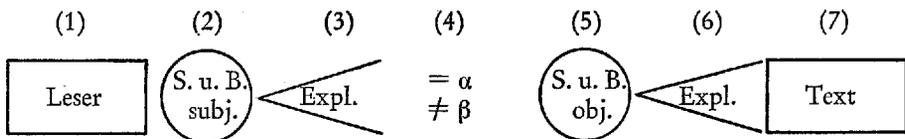
<sup>1</sup> H.-G. Gadamer, *Wahrheit und Methode* (1960) 177, 175.

<sup>2</sup> Gadamer a. a. O. 275.

nen Sinn- und Bedeutungsinhalt des Textes als Objekt seines Verstehens. Sie erst ermöglicht Irrtum und Wahrheit seines Verstehens<sup>3</sup>. Ihre Vermittlung ist der Prozeß des Verstehens. Dieser beginnt mit einer „Sinnerwartung“, die sich unter dem Lesen des ersten Satzes bildet und auch dauernd im Text „aus dem Zusammenhang des Vorangegangenen stammt“ (275). Sie entstammt dem Ort „seines Verstehens“. „Freilich muß sich diese Erwartung berichtigen lassen, wenn der Text es fordert“ (ebd.). Sie wird daher objektiv vom Text korrigiert: „Das bedeutet dann, daß die Erwartung umgestimmt wird und daß sich der Text unter einer anderen Sinnerwartung zur Einheit einer Meinung zusammenschließt“ (ebd.): Die vom Text korrigierte oder ersetzte neue Sinnerwartung, als neuer Sinnprospekt der weiteren Textfolge in das Vorverständnis subjektiv aufgenommen, kann dann wiederum vom Sinnobjekt der Textfolge umbestimmt werden usf.<sup>4</sup>.

Die „Differenzierung“, die *Schleiermacher* eingeführt hat, können wir vernachlässigen. Trifft die Darstellung ihrer Erweiterung als „subjektive Interpretation“ (276) durch Gadamer zu, ist sie zu Recht irrelevant, und ihre „objektive Seite“ betraf dann allein die „Aufgabe“, die Hermeneutik in *formaler* Allgemeinheit zu fassen“ (277).

Es sei hier zunächst eine verschärfte Bestimmung des traditionell-hermeneutischen Prozesses des Verstehens versucht. Offenbar sind die Relationen „Ganzes – Teil“ und „Leser – Text (subjektiv – objektiv)“ nicht zu parallelisieren. Das Sinn ganze wird sowohl subjektiv vom Leser antizipiert als auch textobjektiv zu erreichen versucht. Die Zäsur dieses Phasenwechsels fällt in den Leseversuch, die *Textteile* zu verstehen. An ihnen vollzieht sich die korrigierende Wende vom subjektiven Vorausverstehen zum objektiv Verstandenen, das dann zum neuen Vorausverstehen wird. Die Schwierigkeit verringert sich, wenn wir die Relation „Ganzes – Teil“ durch die Relation „Innen – Außen“, „Intension – Extension“ oder „implizit – explizit“, „Latenz – Präsenz“ ersetzen. So spricht Gadamer im Ausgangssatz von „explizitem Verständnis“. Das hermeneutische Problem spielt dann zwischen den Positionen des folgenden Gesamtbezuges:



<sup>3</sup> Die wirkungsgeschichtliche Dimension, die geschichtliche Faktizität des Interpreteten wird von der traditionellen Hermeneutik nicht mit einbezogen.

<sup>4</sup> Man vermeide den Einfall, daß wegen des Gebrauchs der Wörter „subjektiv“ und „objektiv“ die Hermeneutik hier auf dem Boden der von Gadamer gerügten cartesianischen Gewißheitsmethodologie fehlinterpretiert würde. Sie dienen hier zunächst nur zur Bezeichnung von Stationen des Prozesses, die niemand leugnet.

Der Leser (1) liest einen Text (7). Dieser ist die Zeichenfolge, also die performative Erscheinung einer Explikation (6) des implizit *objektiven* Sinns und der objektiven Bedeutung (5) des Textthemas, das der Leser verstehen und sich aneignen will in einem Prozeß des expliziten (3) Entwerfens subjektiver Sinn- und Bedeutungs„horizonte“ (2), die er durch den verstandenen Text korrigieren und ersetzen läßt. Thema und Entwurf sind latente Sinn- und Bedeutungseinheiten, die erst durch ihre Explikation zur Gegebenheit, zur Darstellung, zum Dasein gelangen. Ein Gedanke kann, wie Frege sagte, auf mannigfache Weise „zerlegt“ werden. Ohne Zerlegung in der Textfolge *ist* kein Gedanke; auch im stillen Denken wird er aus-gelegt. Von dieser explizierenden Darstellung ist dann immer noch die sinnliche *Zeichenfolge*, die Schrift- oder Lautfolge (Phonetik) zu unterscheiden, über die der Leser mit dem Text oder zwei Sprecher letztlich kommunizieren und über die sie die Explikation mental<sup>5</sup> realisieren. Wenn jedoch im Folgenden vom *Text* gesprochen wird, ist zur Vereinfachung immer nur die Sinn- und Bedeutungsexplikation gemeint, nicht die Zeichenfolge<sup>6</sup>.

Die prekäre Position ist nun offenkundig bei (4) zu finden, denn an ihr kommt die Vermittlung im Verstehen des Lesers zustande. Wir sind gezwungen zu sagen, daß die Relation rechts von (4) insgesamt in das Bewußtsein des Lesers mitaufgenommen sein muß: Der Leser spricht im Verstehen eines Textes mit sich selber. Genauer, er spricht mit sich als zwischen seinem subjektiven und objektiven Bewußtsein<sup>7</sup>.

Die traditionell-hermeneutische Deskription des faktischen Verstehens ist damit schon verlassen. Die Philosophie ist gezwungen weiter zu fragen, wie angesichts ihrer Struktur der Prozeß des Verstehens begriffen werden kann, d. h. wie er möglich ist. Gadamer sagt: „Durch Heideggers Beschreibung und existentielle Begründung des hermeneutischen Zirkels“ (277). Wir gehen auf diese Begründung mit ihrer Berufung auf ein „ontologische(s) Strukturmoment des Verstehens“ (ebd.) nicht ein<sup>8</sup> und schlagen an ihrer Stelle die These vor: *Die Struktur des traditionell-hermeneutischen Prozesses des Verstehens ist*

<sup>5</sup> Über den Diskussionsstand zum „Mentalismus“ in der Linguistik vgl. die Bestimmung und Zusammenstellung bei N. Chomsky, *Aspekte der Syntax-Theorie* (1969) 14, 241.

<sup>6</sup> Die subjektive Explikation seines Vorverständnisses und die objektive Explikation des Zu-Verstehenden muß der Leser mental realisieren. Anders die extensionale Relation der Zeichenfolge zu seiner Perzeption, in der er allerdings außerdem *verstehen* muß, daß etwa dieses gegebene Zeichen einen Buchstaben repräsentiert und dieser einen Laut. – In Analogie zu N. Chomsky könnte man (2) und (5) als den durch eine Tiefenstruktur determinierten Sinn- und Bedeutungskomplex auffassen, (3) und (6) als Oberflächenstruktur, welche die Zeichenfolge (7) determiniert. Die gedankliche Explikation ist in diesem Modell nicht mit dem identisch, was Frege „Sinn“ nennt (als die „Art des Gegebenseins des Bezeichneten“, unterschieden von der „Bedeutung des Zeichens“: Gottlob Frege, *Funktion, Begriff, Bedeutung* [1962] 39). Der Sinn ist dem Zu-Explizierenden zugerechnet, denn auch derselbe Sinn kann auf verschiedene Weise „zerlegt“ werden.

<sup>7</sup> Wir finden in dieser Struktur allerdings nur formal und nicht als konkrete Bewußtseinsstufe das Bewußtsein-für-sich und das Bewußtsein-an-sich der „Phänomenologie des Geistes“ von Hegel wieder.

<sup>8</sup> Vgl. die Schlußbemerkung.

*genau die der Wesenslogik, die Hegel im Abschnitt „Die Reflexion“ in der Großen Logik vorführt.*

Die oben genannten Relationen wie Ganzes – Teil, mental – extensional usw. lassen vorab vermuten, daß die Wesenslogik<sup>9</sup> in ihrem ersten Abschnitt: „Das Wesen als Reflexion in ihm selbst“, daß die philosophie-logische Relationenlehre der adäquate Ort ihrer Diskussion ist. Wir müssen hier ununtersucht lassen, warum wir nicht mit Wesensstrukturen der *Erscheinung* (als 2. Abschnitt, unter ihr das „Wesentliche Verhältnis des Ganzen und der Teile“) oder der *Wirklichkeit* (3. Abschnitt) arbeiten.

Für den engen Rahmen eines Denkversuchs kann nur die Rechtfertigung gelten, daß er im Nachvollzug des kritischen Lesens glückt. Das „Versuchsobjekt“ ist die oben dargestellte Gesamrelation Leser – Text, das „Versuchsinstrument“<sup>10</sup> die „*setzende Reflexion*“, – vor der „äußeren Reflexion (2.)“ und der „bestimmenden Reflexion (3.)“ die erste Reflexionsweise des dritten Kapitelteiles C: Die Reflexion.

Wir müssen allerdings beachten, daß die dialektisch-logische *Herleitung* der „Reflexion“, ihrer Momente und ihrer Funktionalität durch Hegel in der Großen Logik etwas anderes ist als ihre Übernahme und Übertragung zu dem Versuch, die klassische Hermeneutik mit ihr zu identifizieren. Alles was zu ihrer Herleitung gehört, lassen wir beiseite. Eine nichtformale logische Relation *herzuleiten*, sie als Funktion zu durchdenken, sie in die folgende *überzuleiten*, ist, allgemein gesagt, Aufgabe der Wesenslogik. Sie denkt ihr logisches Objekt rein als solches. Weder setzt sie es, noch greift sie es auf. Sie denkt es weder operationell noch axiomatisch. Sie denkt ihr *Wesensdenken*, ihr logisches Tun, selber als Gedanken und muß daher dialektisch verfahren. Etwas völlig anderes aber ist es, ihre Denkprodukte als *Schema* in ein anderes, nichtlogisches Medium zu transponieren, als Regel dort zu applizieren, – wie im Bereich des Verstehens und der Sprache. Dieser Transfer braucht nicht dialektisch zu sein, und die Deskription faktischen Verstehens ist es erst recht nicht. Der eigentlich dialektische Ort ist immer der logische. Dialektik ist ein Denkbegriff; man hat sie bis heute weder anschauen noch vorstellen können. Man kann Prozesse wohl anschauen und vorstellen. Sie zu begreifen aber heißt, sie in der logischen Bewegungsweise ihrer logischen Verfassung zu denken. Wir entnehmen also der Logik des Wesens nur das, was wir für das hermeneutische Diagramm benötigen, um seinen reallogischen Verfassungsursprung angeben zu können.

Die beiden Zentralbestimmungen, die Hegel aus dem Wesen als absolute

<sup>9</sup> G. W. F. Hegel, *Wissenschaft der Logik*, hrsg. v. H. Glockner, Bd. 4 (1958). Die Ziffern der Zitatennachweise im Text beziehen sich auf die drei Bücher der Großen Logik.

<sup>10</sup> Die Versicherung, daß die gewählten Ausdrücke *nicht* einer obsoleten rationalistischen Denkhaltung des Verfassers entstammen, mag heute nicht überflüssig erscheinen, um die psychosozialistische Neigung abzuwehren, den philosophischen Inhalt mit dem Stil seiner Darstellung zu denunzieren. Daß hier keine technische Zession vorgenommen wird, ist jedem, der den Denkinhalt vor Augen hat, deutlich. Beabsichtigt ist allein – philosophisches Uraltpostulat – die Klarheit des Gedankens und, mit Kant, die „Mitteldinge“, die Scheinlösungen des Indifferentismus und des Synkretismus zu vermeiden.

Reflexion herleitet, sind die des *Setzens* und des *Voraussetzens* (L II 495). Wir gehen den hermeneutischen Prozeß erneut durch: Der Leser (1) liest einen Text (7). Er will dessen Thema, dessen objektiven Sinn und objektive Bedeutung (5) verstehen, die im Text expliziert (6), ihm als Leser in Zeichen materialisiert (7) äußerlich vorliegt. Schon im Lesen der ersten Zeile bildet sich ihm ein Verständnis (2), das und dessen Explikation (3) er aber als das des Textes (5) (6) ansieht, das er mit dem Text identifiziert. Er negiert die Distanz (4) zwischen seinem subjektiven Verstehen und dem objektiven Textverstande („=“, Phase  $\alpha$ ).

Im Weiterlesen entsteht ein Dissens (4) zwischen seinem subjektiven und objektiven Bewußtsein. D. h. es wird dem Leser jetzt erst deutlich, daß es sein subjektives Bewußtsein (Vorverständnis) war, das er mit dem von ihm vorausgesetzten objektiven Bewußtsein des Textes identifiziert hat: Er hat den Text nicht verstanden („ $\neq$ “, Phase  $\beta$ ), und der Prozeß beginnt von neuem mit einer neuen Identifikation usw. Ist diese Phaseniteration zwischen Konsens und Dissens am Ende relativ für den Leser abschließbar, dann hat er den Text verstanden.

Wir lösen uns jetzt einmal von dieser Deskription am Modell und nennen das subjektive Bewußtsein, die subjektive Explikation eines Sinnes und einer Bedeutung „Setzen“, und das objektive Bewußtsein, den vom Leser angestrebten Textverstand, „Voraussetzen“. Wir behaupten, daß zwischen der gekennzeichneten Phaseniteration und der nachzuzeichnenden logischen Bewegung zwischen Setzen und Voraussetzen in der Wesenslogik Isomorphie besteht. Dazu kennzeichnen wir die Absätze der „Setzende(n) Reflexion“<sup>11</sup> einzeln von (a) bis (i). (a) bis (e) gibt die logisch-philosophische Explikation des *Setzens* eines *Gesetzseins*, (e) bis (i) die des *Setzens* zusammen mit dem *Voraussetzen*.

### 1. Das Setzen (Verstehen).

Die philologische Analyse der Absätze (a) und (b) findet die Begriffspaare: „*Schein*“, oder das „*Negative*“, – und „*Sein*“, oder einfache „*Gleichheit mit sich*“, oder das „*Unmittelbare*“. Wir setzen den logischen Ort der „Gleichheit mit sich“ mit dem hermeneutischen Ort der Sinneinheit und Bedeutungseinheit (2) (5) gleich, den der Leser in der Phase  $\alpha$  versteht, und den logischen Ort des Negativen, weiterhin den des „Gesetzseins“, mit dem hermeneutischen Ort der Explikation jener Einheit (3) (6). (2) und (3) sind ja in der Phase  $\alpha$  („=“) mit (5) und (6) identisch, da dem Leser der Dissens  $\beta$  („ $\neq$ “) zwischen Vorverständnis und Sachgehalt noch nicht bewußt ist.

a) Ein Text<sup>12</sup> ist die Auslegung eines Sinnes, einer Bedeutung. Derselbe Ge-

<sup>11</sup> a. a. O.

<sup>12</sup> Um sprachlich zu vereinfachen, ist im Folgenden nicht zwischen dem Text als Zeichenfolge und der Sinn- und Bedeutungsexplikation unterschieden. „Text“ meint dann die Sinn- und Bedeutungsexplikation.

danke, derselbe Gegenstand, derselbe Begriff kann auch *anders* dargestellt werden. Die Textexplikation ist daher allgemein die „Bestimmtheit“<sup>13</sup>, in der Sinn und Bedeutung geändert stehen. Ohne die geäußerte Bestimmtheit wäre das Geäußerte stumm und soviel wie nichts. Diese Bestimmtheit aber ist keine des *Seins*, ist keine seiende Qualität. Ein Text ist kein Gegenstand wie die Form und Farbe dieses Lavasteines vor mir in seiner Wahrnehmung. Eine seiende Qualität ist die Negation (Bestimmtheit) eines *Datums*: „Das Sein macht ihren Grund und Element aus“ (L II 502). Das *Sein* dieses Steins ist u. a. bestimmtes, also eingeschränktes Sein. Wo *Sein nicht* ist, ist seiendes Sein bestimmt. Völlig verschieden ist aber die Bestimmtheit des Wesens. Nicht „das Sein macht ihren Grund und Element aus“ (ebd.), sondern – im Wesen als Reflexion – jene schon genannte „Gleichheit mit sich“. Diese ist ein *Bezug* und keine Gegebenheit. Der Text ist nicht pur er selbst, sondern Explikation eines Sinns<sup>14</sup>. Dieser ist sein „Boden“. Es ist die *Sinnlichkeit*, *Sinneinheit*, deren Darstellung der Text ist.

b) Wir fragen nach der Beziehung zwischen Negation und Gleichheit (die selber ein Beziehungsort, eine Leerstelle für Gleichbleibendes ist) mit sich, zwischen Text und Sinn. Wieder können wir identifizieren: Negation, Text ist die *Präsenz* der latenten Sinnlichkeit. Diese ist *als solche* nicht vorhanden; sie benötigt die Explikation der Textfolge, in der sie zutage tritt. Umgekehrt ist durch sie die Sinnlatenz gemeint. Die seiende Qualität, wie auch schon das *seiende* Dasein überhaupt zu Beginn der Seinslogik kennt diese Differenz nicht. Diesem seienden „Dasein entspricht in der Sphäre des Wesens das Gesetzsein. Es ist gleichfalls ein Dasein, aber sein Boden ist das Sein, *als Wesen*<sup>15</sup> . . . Das Dasein ist nur Gesetzsein; dies ist der Satz des Wesens vom Dasein“ (501): Der Text ist das Dasein als Gesetzsein seines Sinnes, seines Wesens. Offenkundig ist mit diesem wesenslogischen Instrumentarium dem philosophischen Begreifen des sich deskriptiv erschöpfenden *traditionell*-hermeneutischen Verfahrens und seiner mageren Terme einiges mehr bereitgestellt. Hegel beläßt es aber nicht bei diesem Fundamentalunterschied zweier Orte, die zusammen eine vollständige Disjunktion ausmachen, also mit dem „tertium non datur“ gelten. Er durchdenkt in einem weiteren Schritt nicht nur ihre statische, sondern ihre reflektorisch-dynamische Beziehung als Prozeß.

c) Prozessual (Absatz c) sind die Negation, die reflektiert wird, und ihre *Reflexion*, die Gleichheit des Negativen mit sich, zunächst zweierlei. Jedoch: „Aber dies Zusammenfallen ist nicht Übergehen der Negation in die Gleichheit mit sich als in ihr *Anderssein*“ (L II 494). Denn die Sinnlichkeit ist ja die des Textes. Der Text erreicht das, was er darstellen soll, erst in seinem Sein, erreicht sich in seinem Sinn selber, und sein Transfer ist nicht wie in einem extensionalen, etwa zeitlichen Prozeß ein unwiederbringlicher Verlust seiner: „Sondern die

<sup>13</sup> Die folgenden Ausführungen müssen unbedingt mit dem Hegelschen Text parallel gelesen werden.

<sup>14</sup> Der Einfachheit halber steht „Sinn“ meist für „Sinn und Bedeutung“.

<sup>15</sup> Vom Verf. gesperrt.

Reflexion ist Übergehen als Aufheben des Übergehens; denn sie ist unmittelbares Zusammenfallen des Negativen *mit sich selbst*; so ist dies Zusammengehen *erstlich* Gleichheit mit sich, oder Unmittelbarkeit“ (ebd.). Im Lesen des Textes wird der Text reflektiert, *seine* Sinneinheit gebildet und so verstanden. Diese ist im eigentlichen Sinne „unmittelbar“, und er selbst nur gesetzte Darstellung ihres Konzeptes (logische Phase  $\alpha$ ).

Aber ohne Text wäre die Sinneinheit überhaupt nicht vorhanden. Als selbstgleiche Unmittelbarkeit wäre sie unsichtbar und nicht greifbar, hätte kein Dasein. So ist sie denn auch logisch zwar Gleichheit des Negativen mit sich. Aber da es das *Negative* ist, das sich auf sich bezieht, bezieht es sich negativ, sich abstoßend, *differenzierend* auf sich. Die Unterscheidung der Gleichheit, die differenzierende Auslegung aber ist von der Gleichheit selbst unterschieden; sie ist die gesetzte Bestimmtheit der Gleichheit, also der Text. Die Reflexion des Textes ist keine leere Null, sondern Reflexion *des* Textes, der umgekehrt von ihr aus konzipiert ist: „Aber zweitens ist diese Unmittelbarkeit die Gleichheit *des* *Negativen* mit sich, somit die sich selbst negierende Gleichheit“ (ebd.)<sup>16</sup>.

Der folgende Absatz d) macht nun keine Schwierigkeit mehr. Der Ausgang von zwei fixen Orten geht auf Kosten unseres Denkeinsatzes und ist der reflektorischen Selbstbewegung fremd. Verstehendes Lesen ist kein eindimensionales Werden von eins zu zwei zu drei . . . auch kein Wechselsprung zwischen zwei Fixstellen. Nur zeitlich für den Lesebeginn ist der Text *zuerst* da. Im Verstehen aber ist die „Reflexion (. . .) die Bewegung, die, indem sie die Rückkehr (aus dem Text in seine verstandene Sinnlichkeit)<sup>17</sup> ist, erst darin das ist, das anfängt oder das zurückkehrt“ (L II 495). Das scheinbar freie Dasein des Textes wird aufgehoben: „Statt von dieser Unmittelbarkeit anfangen zu können, ist diese vielmehr erst als die Rückkehr, oder als die Reflexion selbst“ (ebd.). Unmittelbar ist weder der Ort der Präsenz (Explikation) noch der der Latenz (Sinneinheit), sondern ihre in sich gegenzügige *Bewegung*. Der Text steht nicht neben seiner Reflexion. Er ist „das *Gesetztsein*: die Unmittelbarkeit rein nur als Bestimmtheit oder als sich reflektierend“ (ebd.). Zwar wird der Text *gelesen* (rezeptiv), aber da er verstanden wird, ist das Lesen des Verstandenen eodem actu ein „*Setzen*“ (ebd.) des Gelesenen. Er wird im „Rückkehren“, im Bezug auf seine Sinneinheit verstanden und ist damit zugleich als aus dieser gesetzt; er ist als „Rückkehren“ zugleich umgekehrt das „Negative“ dieser „selbst“. Im lesenden Verstehen kehrt der Text in seine Sinneinheit zurück, aus welcher Unmittelbarkeit er als gesetzt verstanden wird.

<sup>16</sup> Die dialektische Natur der Beziehung beider Momente zeigt sich weniger in der Darstellung ihrer Entstehung auseinander, als wenn sie metalogisch gleichzeitig als Inhalt des Prozesses formuliert sind. Das Ganze des Prozesses, die „sich auf sich beziehende Negativität“ besteht „also darin, sie selbst und nicht sie selbst und zwar in einer Einheit zu sein“; ihre Unmittelbarkeit, „die an sich das Negative, das Negative ihrer selbst ist, dies zu sein, was sie nicht ist“ (ebd.).

<sup>17</sup> Zusatz in Klammer vom Verfasser.

## 2. Das Voraussetzen (das Zu-Verstehende)

So komplex diese Struktur und ihre eigentümliche logische Bewegungsweise in sich schon ist: Sie reicht nicht hin, im Verstehensprozeß die Phase  $\beta$  begreiflich zu machen. Entscheidend in dieser war der Dissens während des ersten Versuches, den Text zu verstehen [der Versuch stellte sich als subjektives Vorverständnis heraus (2) (3)], und dem objektiven Textverstande (5) (6), der von jenem nicht eingeholt werden konnte.

Das bedeutet, daß das Verstehen des Textes kein *bloßes* Setzen einer Sinn- und Bedeutungseinheit ist. Sein „Verstehen“ ist kein rein operationelles Tun wie das Setzen eines Kalküls. Sondern das Verstehen kann im Verstehen offenbar messen, ob es das Zu-Verstehende verstanden hat, das es mithin in seinem Setzen *voraussetzt*. Ohne das vorausgesetzte Zu-Verstehende würde es den Text blind setzen.

Dieses Erfordernis des *Voraussetzens* im Setzen kann am Phänomen der *Vorstellung*, namentlich an einer Vorstellung der „reproduktiven Einbildungskraft“, wie Kant sagen würde, verdeutlicht werden. Denn ihre Logizität ist gleichfalls die der „Setzende(n) Reflexion“ des Wesens. Ich stelle mir die Steilküste vor, die ich im letzten Sommer gesehen habe, und ich habe ein nicht-räumliches und an keinen Ort gebundenes, wohl aber in der Zeit ein Bild vor dem „inneren Sinn“. Dieses Bild ist natürlich nicht die Steilküste selber: diese brauchte zudem gar nicht mehr zu existieren. Nun meine ich aber nicht das Bild selber, das ich setze, sondern „die Steilküste“. Im Sehen des Bildes „setze“ ich die Steilküste. Es drängt sich auf: Im Setzen des Bildes ist das Gesehene, das nicht das Bild ist und auch nicht die reale Steilküste, *vorausgesetzt*. Wenn etwas *als* etwas gesetzt ist, ist es immer auch vorausgesetzt. Die volle Struktur der Reflexion, die meist als „bloße Reflexion“, als Oberflächenbewußtsein und sachfremder Reflex grob mißverstanden wird, kann formal an der *Spiegelreflexion* gezeigt werden. Die von einem Punkt P auf einen Planspiegel fallenden Lichtstrahlen werden so reflektiert, daß die verlängerten Reflexionsstrahlen sich hinter dem Spiegel in einem Punkt P' treffen, der zum Spiegel den gleichen Abstand wie P hat und dessen Verbindungsgerade mit P auf dem Spiegel senkrecht steht. Wir blicken jetzt in den Spiegel, und sehen ein Bild von P, eben P', mittels der unser Auge treffenden reflektierenden Strahlen von P. Diese sind real „gesetzt“. Das Auge hat durch sie ein reales Bild, so wie das Vorstellen die reale Vorstellung (als inneres Bild), so wie das Verstehen den realen Text. Aber es „sieht“ nicht die reflektierten Lichtstrahlen, sondern mittels ihrer virtuell hinter dem Spiegel den Punkt P', der dort *real* nicht vorhanden ist. Es „verlängert“ die gesetzten Reflexionsstrahlen virtuell hinter den Spiegel, setzt ihnen ihren Schnittpunkt P *voraus*. Analog setzt das lesende Verstehen (Setzen) des Textes während des Lesens ein Zu-Verstehen voraus, aus dem als seinem „Zentrum“ der Text gesetzt erscheint. Aktuell, präsent ist das setzende Verstehen, das aber an dem virtuell vorausgesetzten Zu-Verstehenden dauernd gemessen wird.

Hegel entwickelt das *Voraussetzen*, das für das Zu-Verstehende, für das

Vorgestellte und den Punkt P' in den Beispielen den fundierenden strukturalen Ort hergibt, aus der Zweiheit des „Negativen seiner selbst“, des Setzens und des Gesetztheits. Das geschieht metalogisch, als νόησις νοήσεως. Diese Weiterleitung macht die größte Schwierigkeit dieser drei Seiten der Logik. In ihr liegt aber vielleicht die einzig mögliche Rechtfertigung im philosophischen Sinne, d. h. die Einsicht in die *Notwendigkeit*, daß das Verstehen in sich in Spannung zu einem vorausgesetzten Zu-Verstehenden steht –, für die Phänomenalanalyse eine Selbstverständlichkeit, weil sie es eben so findet. Die Gewinnung des Funktors „Voraussetzen“ *aus* dem Setzen ist nicht selber vorausgesetzt und ist eine echte Leistung der philosophischen Logik im Hegelschen Verstande. Eine solche logische Ableitung kann keine Beispiele, die ja umgekehrt jene voraussetzen, zu Hilfe nehmen. Unser Ziel aber ist es, die Isomorphie zwischen der metalogisch von Hegel *abgeleiteten* Funktionalität zwischen Setzen und Voraussetzen mit dem Fund der traditionellen Hermeneutik und seinem analytischen Modell nachzuweisen, und wir dürfen uns daher die Ableitung in den Sätzen 2 bis 5 einschließlic, bis zum Bindestrich im Absatz e sparen<sup>18</sup>. Das Voraussetzen, also das Setzen der Stellen (5) und (6) *als* nicht-gesetzt, das gesetzte *objektive* Bewußtsein sei somit in seiner Ableitung geschenkt. Wir führen den Versuch des Isomorphiennachweises weiter. Dabei wird sich sofort zeigen, daß eine Isolierung der Phase β, wie sie am analytischen Modell gezeigt wurde, von der Phase α nicht mehr möglich ist.

Mit dem Voraussetzen sind alle Phasen des Wesens als Reflexion entwickelt, um die traditionell-hermeneutische Deskription des Verstehens begreifen zu können. Formell getrennt können zunächst (2) und (3) als Setzen, also als das aktuelle Verstehen während der Textlektüre bezeichnet werden, und (5) mit (6) als Voraussetzen, als das, das zwar als explizierte Sinn- und Bedeutungseinheit objektiv im Text *gesetzt* ist, aber dem subjektiven Verstehen des Lesers *voraus* ist. Der Leser weiß und setzt es als nicht von ihm gesetzt, d. h. er setzt es voraus.

Nun zeigte aber schon die Deskription, daß die Positionen im Prozeß nicht zu trennen waren. Im Konsens des Verstehens versteht das Verstehen das Zu-Verstehende (2) (3) = (5) (6), im Dissens mißversteht das Verstehen das Zu-Verstehende (2) (3) ≠ (5) (6). Darüber hinaus werden wir sehen, daß in einer bestimmten Weise auch der Konsens vom Dissens nicht zu trennen ist. Beides

<sup>18</sup> Sie sei nur formell angedeutet (Absatz e, 2. Satz: „Aber ferner ist...“): Das Negative wie auch sein „Anderes“, die Unmittelbarkeit, sind Phasenmomente und keine Fixstellen. In der Reflexionsbewegung negiert sich das Negative wie die Unmittelbarkeit. Das muß logisch gleichzeitig verstanden werden. Es existiert somit ein logisches Moment, in dem die Unmittelbarkeit das Negative ist und umgekehrt. Dieses muß zum logischen Objekt einer Metareflexion gemacht werden. Als Moment während des Denkens reflektiert das Denken es, hebt es aus seinem Denken als Tun heraus, macht es zu einem *objektiviert gedachten* neuen Strukturglied: Eine Unmittelbarkeit, die logisch zugleich negativ ist und umgekehrt, eine „Negation des Negativen (das Nicht-Negative ist die Unmittelbarkeit, Zusatz vom Verf.) als des Negativen“. Unmittelbarkeit aber ist Rückkehr in sich, als Gleichheit, Nichtgesetztheit; als Negatives aber zugleich gesetzt: Somit als Nichtgesetztes gesetzt und umgekehrt. „So ist sie Voraussetzen“. Oder vom Tun, vom Setzen her, ist sie Voraussetzen „indem sie das Aufheben des Setzens in ihrem Setzen ist“ (L II 495).

zeigt die Applikation des jetzt *vollständigen* Reflexionsprozesses auf den Prozeß des Verstehens (Absatz e, Satz 5ff.):

Der Leser versteht den Text erst, indem er ihn aus dem Verstandenen konzipiert erkennt. Er faßt sein Lesen, sein „Setzen“ selber als aus dem Verstandenen gesetzt auf. Insofern ist sein Verstehen nicht selbständig, sondern im Verstandenen „aufgehoben“, genauso wie die gesetzte Vorstellung „Haus“ umwillen des vorausgesetzten Hauses, das sie meint, gesetzt ist. Beides ermöglicht die Reflexion des „Voraussetzens“: „Sie hebt also ihr Setzen auf, und indem sie das Aufheben des Setzens in ihrem Setzen ist, ist sie Voraussetzen“ des Verstandenen, des Gemeinten. Das Verstehen bezieht sich daher noch einmal auf sich selbst, indem es seinen Prozeß gleichsam gefroren, als Ruhe, als stehende Einheit sich vorsetzt und als Zu-Verstehendes sich im Verstehen zur Präsenz bringt: „In dem Voraussetzen (des Zu-Verstehenden) bestimmt die Reflexion die Rückkehr in sich (ihr Verstehen), als das Negative ihrer selbst (als das Zu-Verstehende), als dasjenige, dessen Aufhebung das Wesen (als Verstehen des Zu-Verstehenden) ist“<sup>19</sup>. Das Zu-Verstehende wird daher nicht von außen in den Prozeß des Verstehens eingesetzt, sondern umgekehrt ist das Verstehen erst es selbst, wenn es das Zu-Verstehende als sich selbst, aber als „Negatives seiner“, sich voraussetzt: „Es ist sein Verhalten zu sich selbst; aber zu sich als dem Negativen seiner; nur so ist es die insichbleibende, sich auf sich beziehende Negativität“. Nicht in der Reflexionsspanne zwischen der Sinn-, der Bedeutungseinheit und ihrer Explikation, zwischen der „Gleichheit mit sich“ und dem „Negativen“, das sich im Setzen, im scheinbar unmittlebaren Verstehen auseinander erzeugte (Abschnitt 1) besteht der Verstehensprozeß, die „sich auf sich beziehende Negativität“. Sie setzt sich vielmehr, insofern sie *ist*, als „Unmittelbarkeit“, als das Zu-Verstehende, voraus, und sie selbst ist nur als „Rückkehr“, als verstehende Selbstvergewisserung aus diesem Unmittelbaren: „Die Unmittelbarkeit kommt überhaupt nur als Rückkehr hervor und ist dasjenige Negative, welches der Schein des Anfangs ist, der durch die Rückkehr negiert wird“. Der „Schein des Anfangs“ ist der vorgelegte Text, der scheinbar von außen an das Verstehen herangebracht wird. Es ist „der Schein“ des Anfangs der Wesenslogik<sup>20</sup>, von dem als von außen gesetzter Fremdbestimmung die Reflexionsbewegung des Wesens determiniert schien. Nun zeigte sich in der metalogischen Denkexplikation, daß dieser Schein *aus* dem Wesen selber war. Man kann daher von einer Selbstvoraussetzung sprechen, wenn das, woraus eine Bewegung ist, sich erst in der Bewegung als Gegenbewegung konstituiert (Zu-Verstehende): „Die Rückkehr des Wesens ist somit sein sich Abstoßen von sich selbst. Oder die Reflexion in sich ist wesentlich das Voraussetzen dessen, aus dem sie die Rückkehr ist.“

Wir gingen von einer Analyse des Verstehens aus, die uns zu 7 Positionen und zu einem zweiphasigen Prozeß zwischen einigen dieser Positionen führte. Eine Analyse ist das Erste und ist notwendig, wenn man zu einer entwickelten

<sup>19</sup> Zusatz in Klammer vom Verfasser.

<sup>20</sup> I. II 487 ff., Abschnitt B.

Mannigfaltigkeit des Phänomens kommen und sich nicht damit begnügen will, vorab seine Ganzheit, die nicht getrennt werden dürfe, zu beschwören. Natürlich wird das Phänomen dadurch „zerrissen“: „Die kraftlose Schönheit haßt den Verstand, weil er ihr dies zumutet, was sie nicht vermag. Aber nicht das Leben, das sich vor dem Tode scheut und von der Verwüstung rein bewahrt, sondern das ihn erträgt und in ihm sich erhält, ist das Leben des Geistes“<sup>21</sup>. Das Phänomen ist als es selbst als Einheit gegeben, aber nicht begriffen. Sein Begreifen geschieht durch die es tötende Analyse, deren Material dann in der Synthese zum begriffenen „Leben“ erweckt werden muß. Wir konnten anhand der analysierten Positionen den Prozeß des Verstehens formal verfolgen. Wir bemerken an dieser Stelle, nach der identifizierenden Transposition des „Funktors“ des Voraussetzens, zweierlei:

1. Was in der Analyse in zwei Phasen extensionalisiert werden mußte, ist im Denken der reinen logischen Funktionalität der Phasen als die angezeigte gegenläufige Vermittlung, als abstoßende Rückkehr in logischer Gleichzeitigkeit präsent. Das entspricht 2. genau dem, was im Phänomen des Verstehens erfahren wird<sup>22</sup>. Das würde bedeuten, daß die Synthese geglückt ist, daß das Phänomen durch die Synthesis des Analysierten eingeholt worden ist. Freilich ist das analytische Modell dann eine Leiter, die eingezogen worden ist. An der analytischen Trennung der Positionen kann eine „äußere Synthesis“, wie Hegel sagt, nur zu einer Bewegung zwischen ihren Fixstellen kommen, und muß deshalb, wenn sie unterschieden werden soll, phasenetrennt auseinandergelegt werden. Das aber ist eben in Wirklichkeit nicht der Fall, sondern nur analytisch „für uns“, als *ratio cognoscendi*. Wenn aber das Phänomen nicht in seine analytischen Positionen zerlegt bleibt, sondern wenn diese in ihrer Relation als sie selber noch einmal, also metalogisch, gedacht werden, dann wird begriffen, also gedacht, was das Phänomen zeigt. Und das nicht etwa, indem man auf das Phänomen schießt. Denn „Setzen“ und „Voraussetzen“ sind aus der „absoluten Negativität“ des Wesens als „aufgehobenes Sein“ entwickelt. Indem ihre Applikation auf das analysierte Modell des Verstehens glückt, ist dies aus ihnen begriffen.

Die letzten Absätze (f) bis (i) einschließlich sind jetzt leicht zu interpretieren. Die ersten beiden Sätze des Absatzes f machen deutlich, was von der traditionellen Hermeneutik dunkel als Zirkelstruktur des Verstehens angesprochen

<sup>21</sup> Hegel, Werke, a. a. O. Bd. II, 34. Vgl. ferner a. a. O. Bd. V, 49: „Es ist aber ferner als die menschliche Kraft des Verstandes zu achten, das Konkrete in die abstrakten Bestimmtheiten zu trennen, und die Tiefe des Unterschieds zu fassen, welche allein zugleich die Macht ist, die ihren Übergang bewirkt“. – Von diesem Gedanken aus muß eine Sprachphilosophie, die sich nicht mit der modernen Linguistik einläßt, eine „Versicherung“ bleiben.

<sup>22</sup> Es wurde gezeigt, daß – in anderen Worten – der Dissens kein absoluter, relationsunfähiger ist, und der Konsens keine einfache Identität. Denn das Zu-Verstehende ist *verstehensfähig*, und das Verstehen versteht nicht sich, sondern das Zu-Verstehende. Die „Unmittelbarkeit“ des Zu-Verstehenden *ist* nur als „Rückkehr“, in seinem Verstehen da: der Dissens ist in der Konsenssphäre Dissens. Umgekehrt meint das Verstehen, die „Rückkehr des Wesens“, nicht sich, sondern das Zu-Verstehende. Es ist „sein sich Abstoßen von sich selbst“: Der Konsens ist nur im Dissens Konsens.

wurde: „Es ist das Aufheben seiner Gleichheit mit sich, wodurch das Wesen erst die Gleichheit mit sich ist. Es setzt sich selbst voraus, und das Aufheben dieser Voraussetzung ist es selbst; umgekehrt ist dies Aufheben seiner Voraussetzung die Voraussetzung selbst.“ Die „Teile, die sich vom Ganzen her bestimmen“, bestimmen „ihrerseits auch dieses Ganze“<sup>23</sup>, sagt Gadamer im Referat der traditionellen Hermeneutik. Man könnte daher eher an eine Wechselbestimmung zwischen zwei ungleichen Örtern denken. Auf einer Kreisbahn gegenüber, kann man sie sich formell allerdings im Zirkel durchlaufen vorstellen. Dergleichen Bilder bleiben jedoch, wie wir jetzt sehen können, entscheidend unterbestimmt – sowohl gegenüber dem Phänomen des Verstehens als auch seiner Analyse, erst recht seiner synthetischen Verfassung gegenüber. Denken wir uns einen Punkt, der sich auf der Kreisbahn bewegt, dann können wir sagen, daß sein Verlassen eines Ortes zugleich ein Hinbewegen auf ihn ist<sup>24</sup>. Dieses Bild erinnert eher an das Verhältnis zwischen der Explikation (Gesetztsein) einer Sinn- und Bedeutungseinheit (Gleichheit mit sich) des Abschnitts 1 – an die setzende Re-flexion, deren Gesetztsein in einem nur als Rückkehr ist und umgekehrt. Nehmen wir uns den Mut und verfolgen diese Spekulation als Denkspiel noch ein Stückchen weiter, und beachten die unendlich vielen Orter der Kreisbahn, *in Beziehung auf die* Bewegung der verlassenden Rückkehr oder des rückkehrenden Verlassens erst möglich ist, dann können wir von der *Voraussetzung* der gedachten geometrischen Bewegung im Sinne des Abschnittes 2 sprechen<sup>25</sup> und den zitierten Satz verstehen: „Es (das Wesen – im Beispiel das Verstehen oder das rückkehrende Verlassen) setzt sich selbst voraus (als Zu-Verstehendes, als Bezugspunkte der Kreisbahn), und das Aufheben dieser Voraussetzung (das Verstehen des Zu-Verstehenden; – das Verlassen der Bezugspunkte) ist es selbst; umgekehrt ist dies Aufheben seiner Voraussetzung die Voraussetzung selbst (das Zu-Verstehende ist erst in seinem Verstehen; – die Bewegung, wenn sie ist, hat erst dadurch ihre Bezugspunkte)“<sup>26</sup>.

Die folgenden Sätze des Abschnitts (f) explizieren noch einmal genau das logische Verhältnis zwischen Setzen und Voraussetzen – in unserer Applikation zwischen dem Verstehen eines Zu-Verstehenden. Es muß begreifbar sein, inwiefern der Leser einen ihm vorgelegten Text, dessen Inhalt ihm bisher völlig unbekannt ist, verstehen kann. Die gleiche Frage stellt sich der Linguistik für das Lernen der Sprache beim Kleinkind. Sie arbeitet z. B. mit der Hypothese des *angeborenen Schemas* oder mit linguistischen Universalien, deren intuitive Kenntnis dem Kind zugeschrieben werden muß<sup>27</sup>.

<sup>23</sup> Gadamer a. a. O. 275.

<sup>24</sup> Das gilt für jeden Ort in jedem Moment der Bewegung. So heißt es in einem Schubertlied, daß der Mond da, wo er ist, zu Hause ist, im Unterschied zum Wanderer auf der Erde, der sehnsüchtig einem unerreichbaren Ziele nachgeht (Hegels „schlechte Unendlichkeit“).

<sup>25</sup> Ein anderes Beispiel: Der Bewegungsimpuls, den der Mond einmal erhalten hat (Trägheit; „Gesetztsein“) wird, bezogen auf die Erde (Gravitation; „Gleichheit mit sich“) als Zentrum (Voraussetzung), zur Bahn um die Erde umgebogen.

<sup>26</sup> Zusatz in Klammer v. Verf. Eine strikte Trennung zwischen Hermeneutik und Cartesianischen Reflexionsansprüchen, zwischen Wahrheit und Methode ist vor der Sachlogik Hegels nicht aufrechtzuerhalten. <sup>27</sup> Vgl. N. Chomski a. a. O. 43/44.

Die Philosophie hat seit Kant<sup>28</sup> Hemmungen, in dergleichen Auskünften eine Lösung des schweren erkenntnistheoretischen Problems, das hier aufbricht, zu sehen. Schon auf dem Felde der traditionellen Hermeneutik kann auf seine Diskussion nicht verzichtet werden, wenn sie mehr sein will als Beschreibung<sup>29</sup> durch Introspektion. Nicht gemeint ist, daß das faktische Textverstehen von nicht abzählbaren empirischen Dispositionen des Lesers abhängt, so wie es auch der linguistischen Theorie nicht um „grammatisch irrelevante Bedingungen wie: begrenztes Gedächtnis, Zerstretheit und Verwirrung, Verschiebung in der Aufmerksamkeit und im Interesse, Fehler (zufällige oder typische)“<sup>30</sup> geht. Die Frage ist, wie ein verständnisneues Textobjekt dem Verstehen ohne verständnisfremden opaken Rest vom Leser verstanden werden *kann*, mag er ihn in concreto auch nie ausschöpfen. Auch die Hypothese der Linguistik verweist auf eine vorgängige Relation zwischen Kompetenz und aktuellem Erlernen. Die Abbildtheorie der dogmatischen Ontologie mit einem Subjekt als tabula rasa scheint in Bereichen der modernen Linguistik genau wie in der Philosophie seit Kant und Fichte obsolet zu sein. Vor diesem Hintergrund erhalten die weiteren Sätze Hegels ihre Kontur.

In der Praxis des Verstehens liest ein Leser einen ihm völlig unbekanntem Text: „Die Reflexion also *findet* ein Unmittelbares *vor*, über das sie hinausgeht, und aus dem sie die Rückkehr ist“. Wäre das Zu-Verstehende des Textes ein absolut Fremdes, ein Ding an sich, im strengen Sinne also zum Verstehen relationslos, ein Nichts zum Sein oder umgekehrt<sup>31</sup>, könnte es nicht verstanden werden. Ein Zu-Verstehendes, auch wenn es „gefunden“ wird, *kann* daher immer schon verstanden werden<sup>32</sup>. Nun ist der Ort des Sinnes und der Bedeutung eines Textes, der z. B. niemandem außer seinem Autor vor Augen gelegen hat, womöglich auch noch in einer gerade erst von ihm entzifferten Schrift, nicht im Raume oder der Zeit angebar wie seine Textzeichen. Er wird erst existent sozusagen im Kopfe dessen, der ihn zu verstehen sucht. Der Verstehende erzeugt ihn in sich als das Zu-Verstehende erst während seines Verstehens. Seine vor-gesetzte Fremdheit wird aufgehoben, zum durchsichtigen Sinn- und Bedeutungseigentum des Verstehenden. So kann Hegel sagen: „Dies Vorgefundene *wird* nur darin, daß es *verlassen* wird; seine Unmittelbarkeit ist die aufge-

<sup>28</sup> Soweit die Universalien kontingent sind und völlig andere an ihre Stelle treten könnten, wäre nach Kant nichts dagegen einzuwenden, daß „aus der Erfahrung geschöpft“ ist, daß das Kind sie „mitbringt“. Anders, wenn sie „notwendig“ sind, d. h. wenn sie ein für die Theorie nicht wegdenkbares Minimum bilden. Analog zu den Kategorien kann dann der Hinweis auf Angewandtheit etc. kein Kreditiv mehr sein, ebensowenig wie der „Mittelweg“ einer „Art von Präformationssystem“: Vgl. hierin Kant, Kritik der reinen Vernunft, B 167.

<sup>29</sup> Überdies ist ohne eine, wenn auch latente, Theorie keine Deskription möglich. Gerade eine sog. direkte Beschreibung ist auf diesem Objektfeld eine Abstraktion.

<sup>30</sup> Chomsky a. a. O. 13.

<sup>31</sup> Keine Philosophie, die eine ist, hat je diese Position eingenommen. Vgl. H.-G. Gadamer, Die Idee der Hegelschen Logik in Hegels Dialektik (1971) 59 ff.; W. Cramer, Die Gottesbeweise und ihre Kritik (1967) 107 ff.; P. Reisinger, Reflexion und Ichbegriff, Hegel-Studien, Bd. 6 (1971) 247.

<sup>32</sup> Diese scheinbare Trivialität war Kants Problem der Bedingungen einer möglichen Erfahrung, der synthetischen Urteile apriori.

hobene Unmittelbarkeit“. So aber wäre die Sinn- und Bedeutungseinheit, die der Leser im Verstehen setzt, eine zweidimensional<sup>33</sup> plane seiner eigenen Subjektivität: „Die aufgehobene Unmittelbarkeit umgekehrt ist die Rückkehr in sich, das *Ankommen* des Wesens bei sich, das einfache sich selbst gleiche Sein“<sup>34</sup>.

Wir haben aber oben gesehen, warum das Subjekt sich mit seiner Selbstgleichheit nicht begnügen kann, daß es als setzende Reflexion seine Gleichheit sich vor-setzen muß, sich von sich abstoßen muß. Das Verstehen muß sein Verstehen als Verstandenes sich objektiv vorsetzen. Es wäre sonst blind, wäre die Tautologie seines schweigenden Eigenseins: „Damit ist dieses Ankommen bei sich das Aufheben seiner und die von sich selbst abstoßende, voraussetzende Reflexion und ihr Abstoßen von sich ist das Ankommen bei sich selbst“.

Mag daher für die faktische Interpretation ein Text von außen vorgelegt, „gefunden“ sein im Sinne völliger Fremdheit – die Trennung zwischen Textobjekt und Verstehen, wie das interpretierende empirische *Bewußtsein* sie notwendig macht, ist die empirische *Erscheinung* dessen, was seine Struktur und Bewegungsweise als „reflektierende Bewegung“ hat, die als „*absoluter Gegenstoß* in sich selbst zu nehmen“ ist (Absatz g). Ein Vorausgesetztes kann kein Ding an sich sein; es muß dem Ort des Setzens kompatibel sein, bei aller Strapazierung der Endlichkeit unseres Verstehens. Die vorgängige Kompatibilität meint nicht, daß – abstrakte Gegenthese – die plane Subjektivität eine Welt aus sich entlasse.

Dieser Solipsismus ist nicht weniger unhaltbar als die Urreibung des Subjekts am Sein. Daß dies dem naiven Realismus wie der Vulgärphilosophie anders erscheint und nicht denkbewußt ist, machte eine Phänomenologie des erscheinenden Wissens, in dem jene Positionen zu ihrem relativen Recht kommen, notwendig. Sie ist der Ort synkretistischer Modelle, gebrochener Mitten etc., jener vollständigen, aber an sich sachunmöglichen Disjunktion beider Positionen, welche ihre Sachnatur erst dem Denken der Logik zeigen. Die Textlektüre, wie sie dem verstehenden Bewußtsein in erster Reflexion erscheint, ist daher nicht mit dem nur dem Denken möglichen Wissen der inneren strukturellen Verfassung dieses Verstehens zu verwechseln. Der Reflexionsbegriff der Wesenslogik ist nicht die Reflexion des faktischen Bewußtseins, obwohl jene dieses strukturell ermöglicht<sup>35</sup>. Die Reflexion des *Bewußtseins* ist es, die dem Begriff der Reflexionsphilosophie ihren Namen borgte und die manchmal polemisch gegen

<sup>33</sup> Im Sinne der beiden Momente des Abschnitts 1 Verstehen.

<sup>34</sup> Das „Sein“ des ersten Buches der Logik steht nicht neben dem „Wesen“ des zweiten Buches. Es ist weder ausgesperrt noch vernichtet. Es ist im Wesen erhalten, aber eben in Wesensform, in Reflexionsform, d. h. als „Gleichheit mit sich“. Hiergegen sträubt sich bis heute die vorkantisch dogmatische Ontologie.

<sup>35</sup> Und zwar als „Die *äußere* Reflexion“, die der „Schluß“ ist, „in welchem die beiden Extreme, das Unmittelbare und die Reflexion in sich sind; die Mitte desselben ist die Beziehung beider, das bestimmte Unmittelbare, so daß der eine Teil derselben, die Unmittelbarkeit nur dem einen Extreme, die andere, die Bestimmtheit oder Negation, nur dem anderen Extreme zukommt“ (Hegel a. a. O. 498): Ein Bewußtsein (Reflexion an sich) weiß innerhalb seiner (Bestimmtheit oder Negation) von einem Ding, das es nicht ist (Unmittelbarkeit).

Hegel gewendet wird, obgleich Hegel ihr Erfinder ist. Daß Hegels Philosophie ihrer eigenen Intention entgegen „Reflexionsphilosophie“ sei, ist als bleibendes Argument etwas dünnflüssig<sup>36</sup>. Überdies darf nicht vergessen bleiben, daß die Wesensreflexion den ersten Abschnitt der Wesenslogik ausmacht. Die beiden folgenden Abschnitte lassen sie hinter sich, und erst in der Begriffslogik ist der Ort des Denkens erreicht mit der erst hier möglichen Aufnahme und der völlig anderen Verfassung des *Einzelnen*, des Denkenden, des *existenten* Subjekts<sup>37</sup>, das nun nicht wieder nach Art der Reflextheorie als weltlos *nur* Denkendes vorgestellt werden darf. Die begriffliche Diskussion einer Analytik des mentalen Phänomens „Verstehen des Zu-Verstehenden“ führt somit unvermeidlich auf grundlegende erkenntnisphilosophische Fragen, die nicht durch Wahrsprüche für philosophie-historisch abgetan erklärt werden sollten. Zwischen der Skylla des Subjektivismus und der Charybdis der dogmatischen Ontologie schlägt Hegel als Weg vor: „Das Hinausgehen über das Unmittelbare, von dem die Reflexion anfängt, ist vielmehr erst durch dieses Hinausgehen; und das Hinausgehen über das Unmittelbare ist das Ankommen bei demselben“<sup>38</sup>. Übersetzt heißt das: Der zu verstehende Sinn des Textinhalts, der dem Leser als fremder unbekannt vorliegt und über den er zum Verständnis „hinausgeht“, konstituiert sich erst durch sein Verstehen. Und indem er ihn verläßt und ihn dadurch konstituiert, kommt er bei ihm an, hebt seine Neuheit und Fremdheit auf, versteht ihn. Der Prozeß dieser Logizität ist funktionsgleich mit dem Beispiel Heraklits: „Sie verstehen nicht, wie es auseinander getragen mit sich selbst im Sinn zusammen geht: gegenstrebige Vereinigung wie die des Bogens und der Leier“<sup>39</sup>. Was also in der Anschauung für die Sinne zeitlich in Phasen hintereinander folgt, abwechselt, ist im Denken seiner innersten logischen Struktur *Selbstbewegung*: „Die Bewegung wendet sich als Fortgehen unmittelbar in ihr selbst um, und ist nur so *Selbstbewegung* – Bewegung, die aus sich kommt, insofern die *setzende* Reflexion *voraussetzende*, aber als *voraussetzende* Reflexion schlechthin *setzende* ist.“

Der folgende Absatz verknappt die dargestellte Logizität der Reflexion als Selbstbewegung auf die Formulierung: „So ist die Reflexion sie selbst, und ihr Nichtsein; und ist nur sie selbst, indem sie das Negative ihrer ist, denn nur so

<sup>36</sup> Schon in der Differenzschrift heißt es: „Insofern die Reflexion sich selbst zu ihrem Gegenstand macht, ist ihr höchstes Gesetz, das ihr von der Vernunft gegeben und wodurch sie zur Vernunft wird, ihre Vernichtung“ – Hegel, Differenz des Fichte’schen und Schelling’schen Systems der Philosophie (1962) 19.

<sup>37</sup> Grundlegende Differenzen, die im Hegelbild der hermeneutischen Literatur leider unaufgenommen bleiben.

<sup>38</sup> Dieser Satz ist unglücklich formuliert. Natürlich ist das Hinausgehen über das Unmittelbare erst durch dies Hinausgehen. Für die Bedeutung entscheidend ist aber die Apposition: „von dem die Reflexion anfängt“, die das erste Hinausgehen qualifiziert als Differenz zwischen dem Hinausgehen selber und dem, *von* dem es, getrennt von ihr, ihren Ausgang nimmt. Wenn diese Differenz aber „erst durch dies Hinausgehen ist“, dann heißt das, daß sich das Unmittelbare des Anfangs erst durch das Hinausgehen konstituiert, also ohne es nicht da ist.

<sup>39</sup> H. Diels, Die Fragmente der Vorsokratiker (1957) 26/27. – Hegel sagte, es gebe keinen Satz Heraklits, den er nicht in seine Logik aufgenommen habe.

ist das Aufheben des Negativen zugleich als ein Zusammengehen mit sich.“ Es ist damit noch einmal betont, daß es für diesen Reflexionsbegriff kein Außenstehendes, das er als bloß subjektives nicht erreicht und vernachlässigt, geben kann – es sei denn, man löse die Logik unrichtig, löse sie horizontal und vermisse bei der Reflexion etwa die „Existenz“, die im Text zwar als ein Kapitel folgt, als Position der Wesenslogik aber die Reflexion, wenn auch in neuer Struktur, vollständig enthält.

Es ist in dem Satz Hegels noch einmal dem Vorwurf der einseitigen Subjektivität<sup>40</sup> gegenüber betont, daß die Reflexion im engeren Sinne als Konsens nur sie selbst ist, wenn das, was sie nicht ist, der Dissens, in der angegebenen Weise mitkonstitutiv ist.

Die Reflexion im weiteren Sinne ist das, was sie selbst (im engeren Sinne) und das, was sie nicht ist. Es ist daher kein Ort mehr angebbbar, den sie subjektivistisch vernachlässigen könnte<sup>41</sup>.

Der letzte Absatz (i) schließlich bringt die metalogische Ableitung der *äußeren Reflexion*.

Wir unterscheiden mit Gadamer die traditionelle Hermeneutik und die durch Heidegger initiierte neue philosophische Hermeneutik, die auch jener erst ihren Grund bereitstellen soll. Folgen wir Gadamer, dann haben sachnotwendige Fragen wie die nach Meinung und Wahrheit, nach Wissen der Geschichte und Geschichte selber, nach Tradition und Historie, nach Vorverständnis, wahren und falschen Vorurteilen, nach Zeitabstand, wirkungsgeschichtlicher Reflexion, hermeneutischer Situation, Horizontverschmelzung etc. im Rahmen der traditionellen Hermeneutik nicht die Relevanz, die ihnen an sich zukommt. Die wesenslogische Analyse kann dem aus einem systematischen Grund beipflichten. Denn die Reflexion in ihrem umfassenden Sinn ermöglicht das Verstehen eines Zu-Verstehenden als eine geistige *Tätigkeit*, und abstrahiert somit auf *dieser*

---

<sup>40</sup> Die Formen der Logik sind nicht, wie sie oft verstanden werden, subjektive *Bewußtseinsformen*, denen dann die gegebene Welt gegenüberstände. Sie sind nicht weltlos, sie enthalten die möglichen Rahmeninformationen: „Mit dieser Einführung des Inhalts in die logische Betrachtung, sind es nicht die Dinge, sondern die Sache, der *Begriff* der Dinge, welcher Gegenstand wird“ L I 30. Was das Bewußtsein und der Subjektivitätsvorwurf an der Logik vermissen, ist das gegebene opake Ding, sei es als Empfindung, sei es als ontologisches Datum, sei es als konkrete sinnliche Vielfalt usw. Deren Recht wird von der Logik nicht bestritten. Ihr Ort ist philosophisch die Phänomenologie des Geistes. Mit der Logik ist die Struktur ihres Möglichkeitsbereiches darstellbar.

<sup>41</sup> Diese Möglichkeit wird als zweite Form, als „äußere Reflexion“, im folgenden Abschnitt aus ihm entwickelt. Wenn H.-G. Gadamer gegen Ende seines Aufsatzes „Die Idee der Hegelschen Logik“ (Hegels Dialektik [1971] 69) sagt: „Hegel hat damit jene Erweiterung der traditionellen Logik in eine transzendente ‚Logik der Gegenständlichkeit‘, die mit Fichtes ‚Wissenschaftslehre‘ begann, zur Vollendung geführt“ – wenn er an derselben Stelle von dem Logischen im Sinne Hegels als der „Grundlage universeller Vergegenständlichung“ spricht, dann steht dem das Hegelsche Selbst- und vor allem das Sachzeugnis entgegen, daß die Logik zwar viele Strukturen einer Vergegenständlichung samt ihrer Ableitung liefert, aber weit mehr Formen eines in bestimmter Weise angebbaren nicht-vergegenständlichenden Denkens. Der Unterschied, den Gadamer meint, wird an vielen Positionen innerhalb der Logik selber diskutiert. Er ist einer unter anderen und nicht grundsätzlicher Art.

logischen Stufe völlig sowohl von dem Inhalt des Zu-Verstehenden, seiner Geschichtlichkeit, als auch von dem Tätigen, dem verstehenden *Subjekt* und seiner Geschichtlichkeit. Der gleiche Denkversuch, wie der hier vorgeführte, wäre daher für die philosophische Hermeneutik vorzuschlagen und zu fragen, ob nicht zwischen ihr und genau anzugebenden Positionen aus dem dritten Buch der Logik, der Begriffslogik, Isomorphie besteht. Das Hegelbild Heideggers müßte dann vordiskutiert, modifiziert, vielleicht sogar revidiert werden, wenn allgemein „Heideggers Kritik der transzendentalen Fragestellung und sein Denken der ‚Kehre‘ der Entfaltung des universellen hermeneutischen Problems, die ich unternehme, zu Grunde liegt“<sup>42</sup>, und Gadammers Satz: „Dialektik muß sich in Hermeneutik zurücknehmen“<sup>43</sup> wäre bei Beachtung der sprachphilosophisch zu berücksichtigenden Ergebnisse der linguistischen Forschung erneut zu durchdenken.

---

<sup>42</sup> H.-G. Gadamer a. a. O. XXII.

<sup>43</sup> H.-G. Gadamer, Die Idee der Hegelschen Logik, a. a. O. 69.